

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 85 (1959)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Originale  
**Autor:** Tschudi, Fridolin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-498526>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Zeitungen sind manchmal allzuernst. Fast habe ich Angst, sie mit übereinandergeschlagenen Beinen zu lesen, die Pfeife im Mund, den Kaffee auf dem Tischchen, die Zeitungen neben meinem Buch. Der schweizerische Zeitungsleser, entweder ist er leichtsinnig und eine Lotterkreatur, die nichts ernst nimmt, oder er ist eine akademische Seele, die in den Zeitungen die Bücherweisheit sucht. Aber den reinen Zeitungsleser, den gibt es immer weniger. Wir sind nur ernst, tief-sinnig oder akademisch ... oder wir sind Realpolitiker, also Menschen, die die Meldung lesen, daß man zwischen Zürich und Baden einen Kabelbau erstelle. Wenn etwas Geld verschlingt, dann nimmt man es todernst; dann ist es etwas Reales, etwas das man lesen soll, auch wenn es zum Einschlafen ist und keinen Hund hinter dem Ofen hervorruft. Man wäre versucht, zu sagen, der Schweizer sei der Meinung, Allotria sei dann perfekt, wenn in der Zeitung ein Satz von jener *Sachlichkeit* ablenke, die bluttriefende Ernsthaftigkeit sei. Man geht ins Kaffee, wenn die Zeitungen sich als Bücher ausgeben, wenn eine Zeitung das Buch imitiert, wenn die Zeitungsschreiber sich als Akademiker gebärden, wenn sie den Dissertationsstil nachahmen, und man liest die Zeitungen nie so gern wie dann, wenn sie sich als Bücher ausgeben, wenn die Zeitungen den Buchstil pflegen und wenn die Zeitungsschreiber sich als Akademiker aufblasen.

Wenn man sich in Zahlen und Fachausdrücken wälzt, dann ist es den Journalisten wohl, auch wenn es dem Leser über die Maßen unbehaglich ist. Es gibt Journalisten, die sich Mühe geben, dem feuilletonistischen Stil wie etwas Unappetitlichem auszuweichen. Nur nichts Beschwichtigtes, nur nichts, was nach heiterer Literatur riecht, nur nichts, was aus dem Wort eine Kunst macht. Es gibt Schweizer, die schon ein Adjektiv für ein Symptom der geistigen Verworfenheit halten. Sie meinen, brav sei nur der, der keinen Finger breit von der dünnen Depeschenagentursprache abweiche.

Ach, die Zeitungen geben sich krampfhaft Mühe, die Zeitung und das Zeitungshafte zu verleugnen und einen Stil zu schreiben, der allen Saft auspreßt und so lange bei den dünnen Sachen bleibt, bis die Sachlichkeit der Tod der Sache geworden ist.

Man rennt plump dem Irrtum in die Arme, daß eine lebendige Sprache immer ein Irrweg sein müsse. Wer es nachplappert, daß eins und eins zwei seien, der gilt schon als Wissenschaftler, nur weil er sich Mühe gegeben hat, ja keinen schönen Stil zu schreiben.

Wir sind bald so weit, daß wir außer den Artikeln über Verkehrsregelung nichts mehr für lebens- und lesenswert halten. Es ist bald so weit, daß wir Menschen, die lebendig schreiben können und die sich sogar der Laszivität feuilletonistischer Ausdrucksweise hingeben, der Lynch-justiz aussetzen. Die Zeitungen beginnen immer mehr von Fachleuten gemacht zu werden und man weiß, wo die Fachleute regieren, sterben die Feuilletonisten aus. Man beginnt immer mehr *richtig*, aber dafür langweilig zu schreiben und das ist letzten Endes etwas, was mit Zeitung nicht mehr viel zu tun hat. Ich meine, es müßte eben eine Domäne geben, die von den Fachleuten und Sachschreibern noch nicht verseucht ist und in der fast gar nichts anderes zu tun ist, als ... lebendig zu schreiben. Das Klima des schriftstellerischen Wortes stirbt immer mehr aus. Der Mann, der gut schreibt und der das Gutschreiben so pflegt wie der Vogel das Gutsingen, auf diesen Mann dürfte die Zeitung nicht noch mehr verzichten; wenn nur noch das Wort des bluttriefenden Ernstes gilt, dann soll man konsequent sein und zu Gunsten der Fachbücher die *unernsten* Zeitungen verbieten. Es fehlt immer mehr das feuilletonistische Zeitungsklima, es fehlt die Grandezza des heiteren Schreibens, und vor allem, man hat immer mehr Angst vor dem musischen Schreiben überhaupt.

## Originale

Originale trifft man heutzutage selten, obgleich sich mancher müht, originell zu sein; man läßt sie höchstens noch in den Romanen gelten, und selbst in diesen gehen sie allmählich ein.

Es gibt zwar in Berlin bestimmt noch Ur-Berliner, wie einstmal einen Zille oder Liebermann, und in Ascona ab und zu sogar Tessiner und echte Zürcher auch in Zürich dann und wann.

Originale sind vor allem Sonderlinge und nur in seltenen Fällen weiblichen Geschlechts. Sie treiben närrische und ausgefallne Dinge und stehn politisch meistens weder links noch rechts.

Ihr Wesen läßt sich kaum präzis in Worte fassen, weil jeder seinen eigenen Charakter hat; die Käuze, die in kein Klischee sich zwingen lassen, trifft man drum eher auf dem Land als in der Stadt.

Sie leben nicht zuletzt, wo immer sie auch wohnen, als Minderheit in kargen Reservationen.

Fridolin Tschudi

